

Michael Schoplick
Fieber in Wittenberg(e)
(2009)

I

Spätestens jetzt, Anfang Juni 1945, bereute er, sich nicht in amerikanische Gefangenschaft begeben zu haben.

Matthias Hasler hatte am 9. Mai, in einem Bootsschuppen versteckt und dort von zwei Frauen aufgestöbert, seinen tadellosen Militärmantel gegen eine kurze Hose und ein Polohemd eingetauscht und war als Zivilist in drei Wochen von Österreich bis nach Leipzig gelangt, zu Fuß, auf Bauernkarren, einmal sogar auf dem Dach eines amerikanischen Lastwagens.

Wäre da nicht seine schreckliche Angst um seine Familie gewesen, die ihn auf Schritt und Tritt begleitete, er hätte dieses Umherziehen genießen können, ein siebzehnjähriger Simplizissimus oder besser ein Taugenichts, denn ihm blieben die Greuel des Grimmelshausen-Helden erspart sieht, man von dem grauenhaften Zustand zerstörter Städte und Dörfer ab, die er passierte.

Matthias hatte Leipzig angesteuert, weil dort eine Schwester seiner Mutter lebte, in der Hoffnung, hier einen Hinweis auf Eltern und Geschwister zu bekommen. Aber dort wusste man genau so wenig wie er selbst, nur dass die Familie nicht vor der roten Armee geflohen, sondern in Schlesien geblieben war. Und Schlesien war weiter entfernt als etwa die Vereinigten Staaten, ein Land in Dunst und Nebel.

Er hatte seinen Wehrpass weggeworfen, die einzige Legitimation dafür, dass es ihn gab. Für die provisorischen Behörden war er, wie Morgensterns Palmström, „nicht existent im Sinne bürgerlicher Konvention“. Das bedeutete, dass er keine Ausweispapiere bekam, vor allem aber, was zu dieser Zeit viel wichtiger war, keine Lebensmittelkarten. Im Besitz eines Entlassungspapieres der Amerikaner wäre es kein Problem gewesen.

Die Wiedersehensfreude der Verwandten war schnell verflogen. Matthias war zu einem geduldeten Mitesser geworden, der der ohnehin hungernden Familie das Brot stahl. Von Tag zu Tag mehr spürte er an Äußerungen, Seitenhieben und abweisenden Gesichtern, wie unwillkommen seine Gegenwart war.

Man schickte ihn zum Hamstern ins dörfliche Umland, aber er war viel zu unbeholfen, Bauern anzubetteln, und so kehrte er höchstens mit ein paar aus dem Feld gezupften Rübenblättern zurück, aus denen die Tante eine Art Spinat kochte.

Matthias litt unsäglich unter der Situation. Er verstand die Notlage seiner Verwandten, und es war ihm klar: Er musste weg, er musste weiter!

II

Nach der russischen Gegenoffensive 1943 war der Ruf der Deutschen nach Landnahme im Osten verstummt.

Nun gab es im Volk ein magisches Wort, eine Verheißung, eine Zauberformel, die da hieß: Der Westen. Das „Volk ohne Raum“ drängte in einen heillos überfüllten Landstreifen. Dorthin hasteten die Millionen Flüchtlinge vor der russischen Soldateska. Für die Menschen nach Kriegsende bedeutete es Straffreiheit. Amerikaner und Engländer hatten keine deutsche Okkupation erlebt und zeigten Mitleid mit einer verratenen Bevölkerung.

Im Osten aber wartete die Rache, die Vergeltung für militärische Überfälle, für Terror und Völkermord.

Matthias hatte es hinnehmen müssen, dass die Amerikaner den Russen Sachsen überließen. Nun überlegte er in seiner Naivität, ob es nicht doch möglich sein könnte, gegen den Weststrom anzuschwimmen und zu versuchen nach Schlesien zu gelangen. Schließlich hatte er ja auch den weiten Weg von Österreich nach Leipzig geschafft. Dass die Gebiete hinter Oder und Neiße schon polnisches Territorium waren, verbot er sich zu akzeptieren. Bahnhöfe hatten für Matthias seit seiner Kindheit eine magische Anziehung. Auch den zertrümmerten Bahnknotenpunkt Leipzig kannte er von seinen unruhigen Streifzügen. Er wusste, wie man heute „reiste“, in Personen- oder Güterzügen, in vor Fülle berstenden Zugabteilen, auf Waggon-Dächern, Trittbrettern oder Puffern. Was ihn wunderte, war, dass auch die Züge nach Osten derart frequentiert waren, von Menschentrauben umrankt, es wunderte ihn, aber es war ihm egal.

Zweimal hatte er einen dieser abenteuerlichen Züge bestiegen und war bis Görlitz gelangt. Er landete vor einer Brücke, über die in erbärmlichem Zustand Trecks und Einzelpersonen dem Osten entkamen, auf der Brücke noch geschlagen und verhöhnt von polnischen Milizen und Zivilisten.

Und nun sah auch Matthias ein, dass seine unbedarfte Vorstellung, nach Schlesien zurückzukehren, eine Utopie war. Er begnügte sich damit, die Menschen, die das rettende Ufer erreichten, nach ihrer Herkunft zu fragen, in der vagen Hoffnung, Leute aus seinem Heimatort darunter zu finden. Müde und verzweifelt kehrte er nach Leipzig zurück, jedesmal auf Umwegen, um die Rückkehr zu verzögern.

Aber nach wenigen Tagen machte er sich wieder auf, diesmal in Begleitung einer Gärtnerin aus seinem Ort, die aber nicht nach Görlitz wollte. Sie hatte gehofft, Matthias könnte so etwas wie eine Beschützerfunktion übernehmen, und das wurde in Dresden Realität. Der Zug hatte keinen Anschluss, so dass die beiden gezwungen waren, im Bahnhof zu übernachten. In der Halle lagen nun, das ganze Rund ausfüllend, Menschen, die auf den kalten Steinen ihre Zuflucht suchten. Matthias lag mit der Frau, die gut doppelt so alt war wie er, unter einem einigermaßen wärmenden Lodenmantel. Die Angst vor den russischen Soldaten, die unter den jämmerlichen Gestalten „Frau“ suchten, peinigte Matthias und seine Begleiterin derart, dass sie gar nicht zu fühlen wagten, zweierlei Geschlechts zu sein. Aber sie blieben verschont.

Der Jammerzug der Ausgewiesenen, die über die Brücke zogen, war kleiner geworden.

Und wieder war niemand aus seinem Ort darunter.

III

Was Matthias bewegte oder trieb, die Reise ein drittes Mal zu riskieren, wusste er selbst nicht. Folgte er einem motorischen Mechanismus, einer inneren Sprungfeder? Oder war es nur die Flucht vor den überforderten Verwandten? Er fuhr.

Der Zug war so besetzt, dass noch nicht einmal auf den Puffern Platz zu finden war. Er stand auf einem Verbindungskabel zwischen zwei Waggonen und krallte sich an einem Bügel am Wagendach fest, wobei er öfter die Hände wechseln musste, weil die Arme sich verkrampften.

Bei der auf Schritt-Tempo reduzierten Querung der Elbe sah er durch die morschen Bretter tief unten den Strom und wunderte sich, dass er diese irrwitzige Situation genoss.

Der Jammerzug der Ausgewiesenen war wieder kleiner geworden. Matthias nahm es ohne Bestürzung wahr. Er fragte auch keinen, woher er komme.

Hatte er bisher seine Ost-Exkursionen auch als Abenteuer empfunden, so saß er jetzt resigniert und trostlos am Neiße-Ufer und starrte im Wechsel auf die Brücke und ins gemächlich fließende Wasser.

Der Hochsommer verstrahlte seine trockene Hitze. Sie wärmte ihn. Er dachte wehmütig an diese Jahreszeit, die er noch vor einem Jahr mit Freunden in der „Badeanstalt“ genossen hatte. Er fühlte sich antriebslos, abgestumpft.

Und plötzlich fühlte er, dass die Hitze nicht allein von der Sonne her kam. Aus seinem Innern stiegen heiße Wellen herauf. Er spürte: er hatte Fieber. Ein Mann setzte sich neben ihn.

„Na, was machst 'n hier?“

„Ich weiß nicht“ antwortete Matthias spröde.

„ ,Weiß nicht‘ is jut! Irgendwas musste doch hier wollen.“

„Ich suche meine Familie.“ Matthias wies mit dem Daumen nach Osten.

„Kannste Glück haben oder auch nich.“

Matthias überlegte, ob er es gestehen sollte. Dann:

„Ich glaube, ich habe ganz plötzlich Fieber gekriegt.“

Der Mann überlegte einen Moment.

„Wir haben da eine verlassene Bude beschlagnahmt. Wenn de willst, kannste bei uns pennen. Und vielleicht gibt 's auch was zu futtern.“

Matthias war dieses Angebot höchst willkommen. Er zog mit dem Mann in ein Bauernhaus, das eine für diese Zeit ungewöhnliche familiäre Atmosphäre verströmte.

Eine Frau schenkte ihm zwei große Kartoffeln. Matthias stellte sie in einer Konservenbüchse auf den trotz der Sommerhitze ständig brennenden Herd. Nach vier Stunden waren die Kartoffeln immer noch nicht gar. Er aß sie halbroh.

Aber er konnte Unmengen Wasser trinken und bekam eine Decke, unter der er mal erhitzt, mal fröstelnd die Nacht verbrachte.

Er wusste, das dieses Domizil nicht von Dauer sein konnte. Er würde wieder in das inzwischen verhasste Leipzig zurückkehren müssen – morgen, mit der ersten Fahrgelegenheit, die sich ihm bot.

Den ersten Teil der Rückfahrt überstand er in einer Art Agonie. Ihn interessierte nicht, was um ihn herum geschah. In Riesa gab man bekannt, dass der Zug nach Leipzig wegen Problemen an der Elbbrücke nicht weiterfahren könne. Es führe stattdessen ein Zug nach Wittenberg, wo es vielleicht einen Anschluss nach Leipzig gäbe.

Die Wagen standen schon ohne Lokomotive auf einem Bahnsteig. Matthias kletterte auf ein Wagendach und legte sich in die wärmende Sonne.

Erst am späten Nachmittag setzte sich der Zug in Bewegung.

Matthias Hasler hatte bei seinen „Ostreisen“ nie den direkten Rückweg nach Leipzig gewählt. Wer wartete schon auf ihn? Er fuhr auf unkalkulierbaren Umwegen durch den von den Sowjets besetzten Teil der Lausitz, lernte Namen wie Finsterwalde oder [Dobrilugk](#) kennen, ohne dabei auch nur einen Hauch von Landschaft oder Stadtbildern zu sehen. Manchmal verbrachte er inmitten ängstlicher Menschen eine Nacht in einem stehenden Zug, hörte Schüsse oder gellende Schreie von Frauen.

Aber nun, da er auf dem warmen Wagendach fiebernd dahindämmerte, nahm er Natur wahr, Wiesen, Wälder, kleine Bäche, Kirchtürme. Zudem hatte er das Gefühl, Wittenberg könnte ein unerwar-

tetes Ereignis versprechen. Er drehte sich auf die Seite, von einem plötzlichen Gedanken aufgeschreckt. Wittenberg?

Wittenberg.

War das nicht ein ständiges Thema seiner Tante Fritzi aus dem Harz? Nein, nicht Luther.

Matthias versuchte, klar zu denken. Und mit zunehmendem Bewusstsein erinnerte er sich: Die Tante hatte oft von ihrem Bruder geschwärmt, der in Wittenberg ein Geschäft (war es nicht eine Buchhandlung?) betrieb.

Matthias stütze seinen schweren Kopf auf die Hände und dachte nach. Wie hieß doch der Bruder?

Trantow?

Ranzau?

Ein Name, der mit „R“ begann.

Ran-Ram-Ramdov.

Ramdor! Jetzt hatte er den Namen!

Er würde diese Ramdors zu finden wissen. Der Zug kam spät in Wittenberg an; die Polizeistunde war nicht mehr weit.

Nahe dem Bahnhof stand eine zur Zeit funktionslose, aber völlig intakte Telefonzelle, sogar mit unversehrtem Telefonbuch. Er suchte mit Hast und rasendem Herzklopfen. Den Namen gab es zweimal.

Ramdor, A. Schornsteinfegermeister.

Ramdor, H. Bäcker und Konditor.

War der Bruder von Fritzi also nicht Buchhändler, sondern Bäcker. Umso besser. Da gab es mit Sicherheit etwas zu essen. Er würde morgen früh den Onkel aufsuchen.

Jetzt aber galt es erst einmal, sich für die Nacht in Sicherheit zu bringen.

Etwas abgelegen erblickte er ein kleines Waldstück, an dessen Peripherien Mini-Bunker standen. Sein Frohlocken über die Aussicht, hier einen wärmenden Schutz zu finden, nahm ein jähes Ende. Als er die Tür öffnete, schlug ihm ein Gestank entgegen, der so penetrant war, dass ihn ein Brechreiz würgte. Er kannte Schweineställe, Raubtier- und Dickhäuter-Käfige, kannte Latrinen und die Pestilenz verfaulender Lebensmittel. Aber was hier seine Ausdünstungen hinterlassen hatte, stammte von lebenden Menschen.

Nein!

Dann lieber zwischen den Bäumen im Gras kampieren, selbst auf die Gefahr hin, dass ihn eine russische Patrouille erwischte.

Es begann zu dunkeln. Er legte sich nieder. Mit seiner dünnen Leinenjacke deckte er abwechselnd seinen Fieberskopf und seine nackten Beine zu.

Jetzt war es endgültig Nacht. Seine Augen wollten sich nicht schließen. Er starrte auf die unbeweglichen Bäume, die wie Requisiten einer Opernbühne zu seiner Jammergestalt herüberzuschauen schienen. Lachten oder drohten sie?

Allmählich erreichte er das Stadium zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Traum und Wirklichkeit. Er phantasierte, er hatte Durst, aber er verspürte keinen Hunger, obwohl er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Nur in der Brust verspürte er einen leichten Schmerz.

Bilder zogen vorbei, reale und schemenhafte. Ihm kam der Schornsteinfeger in den Sinn, und er lachte leise bei dem Gedanken, der „schwarze Mann“ könnte ihm doch Glück bringen. Und im fiebrigen Dahindämmern erinnerte er sich, dass seine Tante erzählt hatte, der Laden des Bruders läge an der Elbe. Und wieder musste er lachen, bei der Vorstellung, im Sonnenschein am Elbufer zu sitzen und gelassen auf den Strom zu blicken, statt ihn zwischen zwei Eisenbahnwagen mit mit Wonnegruseln tief unten, durch faulende Bretter wahrzunehmen.

Schlaf will auf ihn niederfallen.

IV

Die Elbe.....?

Die Elbe!

Kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn.

Die Elbe.

Sein Oberkörper schnellt hoch wie ein Springmesser, das sich aus seiner Spannung befreit. Matthias kennt die Geographie Mitteldeutschlands kaum. Aber eins glaubt er sicher zu wissen: Wittenberg liegt nicht an der Elbe.

Verwirrung.

Angst.

Panik, Verzweiflung.

Er springt auf, rennt um die Bäume herum wie ein Irrer. Für Augenblicke fühlt er weder Fieber noch Schmerz.

Er ist in der falschen Stadt. Jetzt hört er Fritzis Stimme, als stünde sie neben ihm. Sie spricht von Wittenberge mit „e“ am Ende und von der Elbe. Und der Bruder hat da eine Buchhandlung.

Er starrt auf die Stadt hinauf, sieht die Silhouette der Bürgerhäuser und den Schatten des mächtigen Kirchturms gegen ein schwarzblaues Firmament.

Er verflucht diese Stadt, mitsamt ihrem Luther, ihren Schornsteinfegern und Bäckern.

Nein, doch lieber nicht den Bäcker verfluchen, hat sein Fieber doch Wittenberge zusammen mit der Elbe von der Landkarte gewischt, den Um-die-Ecke-Onkel mit seiner Buchhandlung liquidiert und dabei in einen Bäcker verwandelt. Denn die Elbe ist da, hier in Wittenberg, er sieht sie ja.

Ramdor ist Bäcker. Ramdor ist Bäcker! Steht doch im Telefonbuch! Und er schreit mit aller Kraft, die seine schmerzende Brust zulässt:

„Bäcker!“

„... äcker“, echot es aus unbestimbarer Ferne oder Nähe.

Aber nun kündigt sich der Tag an, und er steigt den Weg zur Stadt hinauf. Was kümmern ihn die Russen, die dünsten jetzt ihren Wodka aus und kümmern sich einen Dreck um einen fliehenden Matthias Hasler.

Er ist überrascht, wie schnell er die Bäckerei findet. Eine Symbolbrezel lügt von guten alten Zeiten, als die Bäcker noch verschiedene Sorten Brot und Gebäck produzierten. Ein Fenster gibt fahles Licht, das einzige weit und breit.

Er geht um das Haus herum. Die Hintertür ist nicht verschlossen.

Aber kaum hat er die Tür geöffnet, taumelt er voller Schreck an die rechte Wand.

Gegenüber wirft sich ein Schäferhund gegen das Holz seines Verschlages, reckt seinen Kopf darüber, bellt und zeigt seine ekligen Zähne und die noch ekligere Zunge.

Im Türrahmen eines schwach beleuchteten Raumes steht ein Mann.

„Harras, was ist?“

Und nun sieht er den erbärmlichen Jungen, der ihm in dem von einer nackten Glühbirne düster erhellten Flur entgegenkommt.

Zwei Fragen, die das gleiche bedeuten:

„Wer bist du, was willst du hier?“

Matthias macht ein paar Schritte auf den Mann zu und antwortet heiser und verängstigt mit einer Gegenfrage:

„Bist du – äh – sind Sie Herr Ramdow?“

„Ja, zum Teufel, aber was willst du hier?“

Der vierschrötige Mann verrät neben seinem Misstrauen auch eine Spur von Angst.

„Ich bin Matthias Hasler, ein Neffe meiner Tante Fiffi, Verzeihung, so nennen wir manchmal die Tante Fritzi, Ihre Schwester, und ich soll Sie ganz herzlich.....“

„Was soll der Spuk? Ich habe keine Schwester, weder eine Fiffi noch eine Fritzi.“

Der Bäckermeister hat sich wieder gefasst. Er weiß jetzt, der seltsame Besucher hat keine Pistole (wo sollte er die auch verborgen haben?). Aber er hat eine Macke.

„Ich glaub, du hast se nicht alle!“

Matthias fühlt: er hat verloren. Sein Glaube, nein, sein Fieber hat keine Berge versetzt.

Der Ramdor ist so fremd wie alle ihm unbekanntem Menschen. Er wollte ja gar keine Komödie spielen, er suchte nur etwas Nähe, etwas Wärme, ein Stück Brot – oder was immer.

Jetzt scheint er aus seinem Albtraum zu erwachen.

„Entschuldigung, Herr Ramdor, aber ich habe seit vorgestern Fieber.“

„Dann bist du wohl beim Bäcker nicht richtig. Hier gibt es aber ein paar alte Ärzte, die der Krieg nicht wollte. Drei Häuser weiter praktiziert einer.“

„.....und ich habe seit vorgestern auch nichts gegessen. Kann ich nicht ein Stück Brot....ein altes....ein trockenes.....ein bisschen Teig...?“

Jetzt wird es dem Ramdor zu bunt. Er schlägt mit seiner fleischigen Pranke Matthias ins Gesicht.

„Und wenn du jetzt nicht verschwindest, lass ich den Hund raus. Und dann kann der Doktor dich richtig behandeln, nicht nur dein blödes, eingebildetes Fieber.“

Matthias wankt rückwärts zur Tür, nochmal am rasenden Köter vorbei.

Ramdor schlägt noch einmal zu. Hart ins ungeschützte Gesicht. Dann ist Matthias draußen.

Es ist heller Tag.

Jetzt weint er. Nicht vor Schmerz, sondern vor Hunger, nicht wegen seines Fiebers.

Er fühlt sich um alles gebracht. Wer ist er überhaupt ...

V

Matthias Hasler torkelte zum Bahnhof, ein paar Frühaufsteher sahen ihm kopfschüttelnd nach.

Am Bahnsteig setzte er sich auf eine Bank, das Kinn auf beide Hände gestützt. Er spürte das Fieber wieder, den Schmerz. Und den Hunger. Es wäre lächerlich, von Nachdenken zu reden, eher von einem Strudel in seinem Kopf.

....Wenn er den Schornsteinfegermeister zu seinem Ersatzonkel umfunktioniert hätte?

Vielleicht hätte der sein zerquältes Verwirrspiel aufzufangen verstanden: (Junge, nun ist es gut, iss 'nen Teller Suppe und dann zieh Leine...)

Hatte er sich auf dem Dach des Zuges, der ihn nach Wittenberg brachte, nicht so eine Art Vision von einem besonderen Ereignis vorgegaukelt?

Sollte das etwa die Szene im düsteren Flur der Bäckerei gewesen sein?

Während seine Phantasien immer weiter weg rutschten, weckte ihn ein Lautsprecher. Der Zug nach Leipzig wurde angesagt. Er griff sich an den Kopf. Das hatte er noch bei keiner seiner Irrfahrten erlebt. Alle Züge schienen ohne Regelung und Ansage zu fahren.

Und jetzt kam wirklich ein Personenzug, wie er ihn aus seiner Zeit als Fahrschüler kannte: Dritte-Klasse-Wagen mit den geschwungenen Holzbänken.

Er stieg ein, der Mann mit der roten Mütze und der Kelle trillerte – und der Zug fuhr ab. 9 Uhr 3, genau wie es angeschlagen stand. Abfahrt aus einem menschenleeren Bahnhof.

Matthias riss die Türen der Nebenabteile auf. Sie waren leer. Er war der einzige Fahrgast in diesem Wagen – und blieb es auch bis Leipzig.

War eine neue Zeit angebrochen, träumte er oder fuhr er in einem künftigen Leben auf einer imaginären Strecke durch das Weltall?

Matthias warf sich auf die Holzbänke, er hatte ja genügend zu seiner Verfügung, sprang aber sofort wieder auf und hastete vom linken Fenster zum rechten. Er las die Namen der Stationen, sah im Fahren karges Ackerland, kleine Wälder, zerstörte Städte und heile Dörfer.

Und jetzt wusste er: Diese unglaublich aufregende Bahnfahrt, bei der nichts passierte, würde zeit-
lebens so bedeutend in Erinnerung bleiben, wie der graue Morgen beim Bäcker Ramdor und seinem schrecklichen Hund. Es gab nicht nur den Unterschied zwischen Wittenberg und Wittenberge, auch Wittenberg selbst zerfiel in zwei Hälften.

VI

In Leipzig lag Matthias zwei Wochen im Bett, ein Arzt stellte eine leichte Rippenfellentzündung fest. Er aß wenig, aber trank literweise Wasser. Als er aufstehen konnte, floh er wieder aus Leipzig: Diesmal nach Westen. Freunde seiner Eltern hatten in W. ein Reformhaus.

Sie „zogen ihn mit durch.“

Am Tag vor seinem 18. Geburtstag rief die Tante aus Leipzig an. Er solle sofort kommen.

Vor der Haustür spielten zwei sauber gekämmte Mädchen in einem Handwagen. Auf der Treppe lümmelte ein zwölfjähriger Junge, bekleidet mit einer Hose, die aus einer Wolldecke geschneidert war.

Im Bett, in dem Matthias in seiner Leipziger Zeit geschlafen hatte, lag eine uralte 45-jährige Frau. Ihr Gesicht war von einer lederartigen Maske entstellt, so entstellt, dass sich der dürstende Mund nicht mehr schließen konnte. Die irren, tiefliegenden Augen verrieten Fieber.

Das Fieber von Wittenberg hatte nach Leipzig übergegriffen.

Er fiel auf die Knie. Matthias und die Frau weinten tonlos in sich hinein.

Die Frau war seine Mutter.

Aber das ist eine andere Geschichte – und die ist schon lange geschrieben.

Michael Schoplick (* 26.8.1927 in [Wałbrzych](#) [deutsch *Waldenburg*], Stadt in Niederschlesien, heute Polen – † 22.11.2013 in Bad Wildungen) war Buch-, Musikalienhändler und Chorleiter.